

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 8

Artikel: Das Vaterland : ein Spiel in zwei Aufzügen
Autor: Marti, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Vaterland.¹⁾

Ein Spiel in zwei Aufzügen.

Von Fritz Marti †.

Personen:

Jakob Renold, Bauer; ein Fünfziger, intelligent und gutartig aussehend.
Berena Renold, seine Frau.
Rudolf Renold, beider Sohn, 22 Jahre.
Sophie Renold, beider Tochter, 20 Jahre.
Karl Widmer, Renolds Schwager, Fabrikant; ein lagerer, mürrischer Vierziger.
Mattenberger, ein Arbeiter.
Sänger.
Volk. Teilnehmer an einem Jugendfest. Turner, Kinder.
Schauplatz: Ein Dorf der Nordostschweiz.
Zeit: Gegenwart.

— ÷ —

Die Szenerie ist für alle Szenen (zwei Aufzüge zu je zwei Szenen) dieselbe: Ein halbes Bauernhaus am Anfang eines Dorfes. Die Hauptstraße führt daran vorbei, eine große Wiese schließt sich unmittelbar an. Das Haus ist für drei Szenen im Vordergrund seitlich gedacht, die Dialogszenen spielen sich auf dem freien Platz vor dem Eingang ab; nur zu Anfang des zweiten Aufzuges ist das Haus in den Hintergrund, dagegen die Wiese nach vorne gerückt.

Änderungen können vorgenommen werden. Zumal die Anordnung des Jugendfestes bleibt mehr dem Regisseur als dem Autor vorbehalten.

— ÷ —

Erster Aufzug.

1. Szene.

Dorfstraße. Freier Platz vor einem stattlichen Bauernhause mit Blumen vor den Fenstern. Eine steinerne Treppe führt in der Mitte zur Haustüre. Das Haus setzt sich fort in die Scheune. (Eventuell über der Straße eine Linde, mit einem Brunnen davor.) Blick ins Dorf.

Sonntäglich gekleidete Kinder auf der Straße. Die Knaben spielen mit Marbeln, eine Anzahl Mädchen spielen „Mariechen saß auf einem Stein“. Nun ertönt Trommelwirbel und gleich darauf Gesang aus der Ferne. Die Kinder brechen das Spiel ab und rufen freudig:

Der Frohsinn kommt! Der Frohsinn kommt!

Sie eilen fort, den Kommenden entgegen. Auf:

Sie haben einen Kranz, sie haben einen Lorbeerkranz!

Gleich darauf erscheint auf der Szene der Männerchor „Frohsinn“ (gefolgt von zahlreichen Dorfbewohnern): Ländlich gekleidete Jünglinge, Männer und Greise. An der Spitze der Fahmenträger, ein schöner, schlanker Bursche, mit der Fahne, an deren goldener Spitze ein Lorbeerkranz hängt. Vor dem Hause stellt er die Fahne auf den Boden.

Der Bannerträger ruft: Halt! An dem Hause des Präsidenten gehen wir nicht so mir nichts dir nichts vorbei. Ich bin dafür, daß wir seiner Herzallerliebsten ein Ständchen bringen.

¹⁾ Diese einzige dramatische Arbeit Fritz Martis fand sich unter seinen hinterlassenen Papieren. Wir übergeben sie hiermit zum erstenmal der Öffentlichkeit, in der Überzeugung, daß es sich lohnt, den allzu früh von uns geschiedenen Dichter auch von dieser Seite kennen zu lernen. Auf jeden Fall ist dieser höchst zeitgemäße Zweifakter ein neuer Beleg für Martis Wirklichkeitssinn, für die Echtheit seiner Darstellung wie für seine unverbrüchliche Liebe zur engeren Heimat und zum Vaterlande, das für ihn kein leerer Name war, sondern ihm jedes Opfer wert schien. A. B.

Stimme aus den Reihen: Deiner Herzallerliebsten! (Gelächter.)

Bannerträger (entrüstet): Wenn einer, so hat's Renold um den Verein verdient, daß wir ihm eins singen. Ist's etwa nicht wahr?

Rufe aus dem Verein: Ja, ja! Singen! Schulmeister, schlag etwas vor und stimm an!

Ein Vereinsmitglied: Aber rasch, ich habe Durst. Ich bin für „Im Krug zum grünen Kranze“.

Der Dirigent stellt sich vor den Verein, das Stimmflötchen in der Hand. Er blättert im Buche.

Bannerträger: Das einfachste ist, wir singen das Preislied. Ich schlage vor: „Das weiße Kreuz im roten Feld“.

Rufe: Ja! Das weiße Kreuz im roten Feld.

Der Dirigent stimmt an und der Verein singt flott das folgende Lied nach der Melodie Karl Uttenhofers. Bei Beginn des Gesanges treten Frau und Tochter Renolds auf die Treppe.

Das weiße Kreuz im roten Feld,
Hoch flattert's überm Plan,
Das Zeichen, das den Sieg behält,
Vorwärts, es fliegt voran!
Gott selber droben,
Der hat's erhoben
Und gab's zum Hört dir in die Hand,
Vor aller Welt, mein Vaterland! u. ff.

Beifallklatschen der Zuhörer. Die Sänger stellen sich in Reih und Glied, der Bannerträger steckt die Fahne in den Gurt. Renold flüstert seiner Tochter etwas zu.

Sakob Renold (laut): So ist's nicht gemeint. Ich danke euch für die Ehre. Aber ihr werdet doch nicht glauben, daß ich euch dafür verdursten lasse. Wartet noch ein paar Minuten, wir nehmen schnell eins auf den Zahn. Ihr kommt noch früh genug in den „Bären“.

Frau und Tochter Renolds und eine Magd kommen mit einem Tablett voll Gläser und zwei Doppelliterflaschen Wein.

Sophie (schenkt ein): Greift zu, ihr Herren! Nach dem Marsche und dem Singen werdet ihr durstig sein. Und den Kranz dürfen wir schon jetzt etwas verschwellen.

Die Sänger, sich herzudrängend, heben die Gläser: Auf Ihr Wohl, Jungfer Sophie!

Sophie: Profit, meine Herren, profit!

Erster Sänger (dem Sophie einschenkt, mit freudigem Stolz): Schade, daß du nicht gehört hast, wie wir den ersten Kranz erobert haben. Wer hätte auch das gedacht, wir selbst am wenigsten. Aber die Augen hättest du sehen sollen, als wir als erste verlesen wurden, wir, die einfachen Heimwöhler. Wir trauten unseren Ohren nicht. Das Lied war aber auch so flott gegangen wie nie vorher. Die Kampfrichter legten die Bleistifte weg, und

einer soll gesagt haben: Frisch wie ein Bergquell klingt das. Aber das ist wahr: außer dem Schulmeister ist dein Vater am meisten schuld an dem schönen Erfolg. Wenn er als Präsident nicht so strenge gewesen wäre und nicht so auf Ordnung und Disziplin gehalten hätte, es wäre gewiß nicht so gut gegangen.

Zweiter Sänger: Überhaupt ist der Jakob Renold ein Mann, wie es wenige gibt.

Dritter Sänger: Der Vater ist halt wie die Tochter und umgekehrt.

Zweiter Sänger: Im Ernst. Wenn wir den Jakob Renold nicht hätten, stände es lange nicht so gut in der Gemeinde. Wenn etwas Hand und Fuß haben soll, muß er dabei sein.

Vierter Sänger: Ja, das ist wahr. Wenn etwas vorwärts gehen soll in Heimwohl, muß der Renold an der Spitze stehen. Er sollte eigentlich nicht bloß Gemeinderat, sondern Gemeindeammann sein.

Sechster Sänger: Und das muß man sagen, so gut wie er meinen es wenige mit allen Menschen. Wenn er einem einen Gefallen tun kann, so tut er's sicher auch. Es sind viele im Dorf, die ihm großen Dank schuldig sind, weil er ihnen aus der Verlegenheit geholfen. (Begeistert zu den übrigen): Nicht wahr, wir wissen alle, was wir an unserem Präsidenten haben. Jakob Renold, unser Präsident, lebe hoch!

Alle: Hoch! Hoch! Hoch!

Tumult. Anstoßen mit den Gläsern.

Mehrere Rufe: Vorwärts jetzt, in den „Bären!“

Die Sänger stellen sich in Reih und Glied, auch Jakob Renold. Sophie tritt zum Vater und macht ihn aufmerksam auf Karl Widmer, der während der Hochrufe unbemerkt aufgetreten.

Renold (zuckt zusammen. Dann betreten): Geht einstweilen ohne mich. Ich habe Besuch bekommen und komme später nach.

Mehrere Sänger: Nichts da! Der Präsident muß mit. Er muß die Familie zusammenzuhalten. Der Besuch soll mit.

Renold: Es geht nicht. Der Schwager und ich haben Dringendes zu reden und er kann nicht warten. Ich komme aber bald nach. Verschwollt einstweilen den Kranz und macht euch lustig. Das erste Faß Bier gehört mir.

Rufe: Wir holen dich, wenn du nicht bald kommst.

Trommelwirbel. Die Sänger marschieren ab und singen das Lied: „Brüder, auf, mit frohem Klange.“ — Alle ab.

Jakob Renold. Karl Widmer.

Renold: Grüß Gott, Schwager. Das ist ein unerwarteter Besuch. Es ist schön, daß du wieder einmal kommst und schaust, was wir machen. Schade, daß du nicht früher gekommen bist und das Lied nicht mehr gehört hast. —

W i d m e r: Ich habe dafür das Hoch gehört. (Spöttisch): Du wirst ja großartig gefeiert von den Leuten! Nun, billig ist die Ehre nicht. Die Spekulation auf den Wix ist ihnen aber auch gelungen. Natürlich . . . wenn man's vermag wie du —

R e n o l d (betreten): Du doch den Leuten nicht so unrecht. Sie sind nicht so, wie du meinst. Sie vermögen selbst noch einen Schoppen. Und wenn sie mir jetzt ein Ständchen und ein Hoch gebracht haben, so haben sie es getan aus Freude über den guten Erfolg — denke, ein einfacher Dorfverein den ersten Preis an einem kantonalen Fest! —, nicht, um Gratizbier zu bekommen. (Mit Selbstgefühl): Sie wissen eben, daß ich auch etwas daran schuld bin. Denn das möchte ich selbst sagen: ich halte das Ganze zusammen. Deswegen geben sie auch nicht zu, daß ich als Präsident zurücktrete.

W i d m e r: Du bist also der einzige Unersehbliche. Ja, für andere kannst du gut sorgen. Übrigens wollen wir sehen, wie lange die Unentbehrlichkeit dauert. So lange es dir gut geht und bei dir etwas zu holen ist. Nachher bist du den Leuten feil.

R e n o l d: Karl!

W i d m e r (bissig fortfahrend): überhaupt kann ich nicht begreifen, wie ein Mann in deinem Alter noch hinter einem Stück Tuch hertrotten kann, nur weil es seiden ist und goldene Fransen hat. Das ist höchstens etwas für Knaben und junge Burschen, die an einem schönfarbigen Lappen noch Freude haben können und sich Gott weiß was einbilden, wenn sie in Reih und Glied marschieren können, weil jeder sich dann so wichtig fühlt wie die ganze Herde.

R e n o l d (der mit entsehter Miene und offenen Mundes des Schwagers Rede angehört hat): Was sagst du? Unsere Fahne ein Lappen, ein bloßer Lappen?

W i d m e r: Was ist sie denn anderes. Sag mir's! Ich gebe ja zu, daß ich als kleiner Junge auch Freude hatte und sogar stolz war, wenn ich hinter einer Fahne herlaufen konnte, und wenn die „Fahne“ auch nur ein schmutziges Taschentuch an einem Stecken war. Es wurde mir aber bald zu dumm und ich konnte nicht begreifen, daß erwachsene Menschen die Kinderei fortsetzen können. Wenn sie nur dann etwas sind, wenn ein großer Haufen beisammen ist, könnten sie wenigstens stolz in Reih und Glied marschieren, ohne daß ihnen der bunte Lappen vorangetragen wird.

R e n o l d (mit dem Bohn kämpfend, dann mit erzwungenem Lachen): Ich sollte ärgerlich sein über dich, aber es ist doch eher zum Lachen. Du machst gewiß auch nur Spaß. Denn es kann dir doch nicht ernst sein. Ha ha ha! Unsere Fahne ein Lappen! Unsere Fahne, zu der der Verein so lange zusammengesparrt und die wir so großartig eingeweiht haben! Du hältst uns wirklich für Kinder, wenn du glaubst, wir marschierten hinter diesem Lappen, weil er aus farbiger Seide ist und goldene Fransen hat. Und du hättest Recht,

wir wären Kinder, wenn wir's deswegen täten. Aber um das handelt es sich ja gar nicht. Du würdest nicht so reden, wenn du einmal den Empfang der eidgenössischen Fahne mitgemacht und gesehen hättest, wie den gereiften und geschiedtesten Männern die Tränen über die Wange liefen. Denn was du „Lappen“ nennst, ist doch nur ein Zeichen, ein Sinnbild für etwas Großes und Schönes, dem zu folgen kein Kinderspiel und keine Schande ist selbst für die größten Herren. (Mit Nachdruck): Dieser „Lappen“ ist — das V a t e r - l a n d !

W i d m e r: Ach was, geh mir mit deinem Vaterland! Was hast du davon!

R e n o l d (tritt vor Entsetzen zurück): Was sagst du: Es wird ja immer schöner! Aber es ist dir ja nicht ernst. Es macht dir halt wieder einmal Freude, mich zu ärgern. Hahaha! Was ich von meinem Vaterlande habe? Wenn es nicht lächerlich wäre, es wäre eine Sünde, so etwas nur zu fragen.

W i d m e r: Nun, so sag doch, was hast denn du vom Vaterland? Zahlt es dir etwa deine Schulden? Ich kann dieses ewige Gerede vom Vaterland nicht ausstehen. Das Wort ist auch nur so ein schöner Lappen — wie deine Fahne.

R e n o l d (bleich geworden): Karl, du versündigst dich! Du bist ja gar kein Schweizer mehr! Das Geld hat dich schlecht gemacht. (Leidenschaftlich): Was ich vom Vaterland habe? Ich werde dir das doch nicht sagen müssen. Du bist doch auch in die Schule gegangen und hast die Schweizergeschichte gelernt. Schau nur hinüber nach dem Friedhof, wo Vater und Mutter begraben sind! Dort ist auch mein Vaterland. Und — die Freiheit? Rechnest du die nichts?

W i d m e r (unwirsch): Nun auch das noch! Bist du etwa frei? Es gibt heutzutage keine Geflügel mehr umzubringen. Frei bin ich, wenn ich niemand etwas nachzufragen habe, niemand etwas schuldig bin. Das kannst du von dir nicht sagen! Und weil wir gerade davon reden, so wollen wir auch bei der Sache bleiben. (Polternd:) Ich bin nicht gekommen, um erbauliche Reden über Vaterland und Freiheit anzuhören, sondern um endlich genau zu wissen, wie du stehst. Nicht etwa weil ich Angst habe für mein Kapital, sondern meiner Schwester und deiner Familie wegen.

R e n o l d: Was hast du nur? Es ist doch nichts vorgefallen.

W i d m e r: Es ist mir schon lange unheimlich, weil du nicht rechnest und in den Tag hineinlebst. Wie ihr das eben so macht, ihr Bauern. Aber so kann das nicht länger fortgehen. Das Gut ist schon mehr überschuldet als es wert ist, und jedes Jahr gerätst du noch tiefer in die Schulden. Zuletzt bleibt weder für dich noch für Rudolf und Sophie etwas übrig. Und des-

halb bin ich gekommen, ehe es zu spät ist; um nachzusehen, bevor die Katastrophe eintritt.

Renold: Du redest auch Sachen! Was glaubst oder willst du denn eigentlich?

Widmer: Ich bin dafür, daß du verkaufst. Jetzt ist noch die günstigste Zeit und so bleibt dir vielleicht noch etwas übrig. Andernfalls kommst du um alles.

Renold: Ich soll — du sagst, ich soll den Renoldhof verkaufen? Du weißt nicht, was du verlangst! Ich — soll fort vom Renoldhof, der unserer Familie gehört hat, so weit zurück man weiß, auf dem Vater und Mutter gearbeitet haben und gestorben sind? Was das für einen Eindruck machen würde in der Gemeinde! Es würde ja heißen, ich müßte verkaufen!

Widmer: Das ist doch keine Schande. Und — mußst du etwa nicht? Denkst du nur an das, was die Leute sagen, nicht an deine Frau, an Rudolf und Sophie, und daran, daß ihr so, wie es jetzt steht, alle umsonst arbeitet? Schüttle nur den Kopf, das ist so! Wenn du mit dem Bleistift rechnen würdest, so sähest du ein, daß ihr euch umsonst abschuftet, daß der Hof nicht rentiert und ihr am Ende des Jahres weniger als nichts verdient habt. Es ist ein Unsinn, so fortzuwirtschaften! Gescheidter, du verkaufst freiwillig, so lange dies noch möglich ist, als daß du in den Geldstag kommst und der Gewerb verquantet wird! Ist das dann keine Schande?

Renold: So schlimm steht es aber gar nicht. Du siehst sicher zu schwarz. Nein, Karl, komme mir nicht mehr damit, daß ich verkaufen soll. Ich glaube ja, daß du mich nicht verstehen kannst und es lächerlich findest, daß ich so hange an Haus und Hof. Aber ich kann auch euch Geldleute nicht verstehen. Alles muß euch rentieren, sonst gilt es euch nichts.

Widmer: Für was arbeitest du denn? Doch ich frage dumm, denn es ist wahr, du arbeitest ja für weniger als nichts.

Renold: Spotte nur. Man denkt doch dabei nicht nur ans Geld. Das ist mir nie eingegangen, daß es Menschen gibt, die ihren Gewerb nur als Geldmaschine ansehen und ihn gerne verkaufen, sobald sie genug damit verdient haben. So wie ihr's mit euren Fabriken macht. Wenn ich ein Ding brauche mein Leben lang, und wenn es nur ein Sackmesser ist, so wird es mir eben lieb. Wird mir wie ein Mensch, ein Freund. Du magst lachen, aber ich habe lektthin fast Tränen vergossen, als ich mein Messer verlor, das ich fast zwanzig Jahre im Sack herumgetragen. Und nun stelle dir vor, wenn ich erst aus dem Hause fortmüßte, wo ich geboren bin und so viel erlebt habe als Kind und seither mit Frau und Kindern, Schönes und Schweres. Oder gar, wenn ich fremden Leuten die Acker lassen müßte, wo ich jede Scholle so oft getreten. Nein, Karl, an das kann ich nicht einmal denken.

Du könntest ebenso gut verlangen, ich solle mich in den Sarg legen. Es wäre das gleiche.

Widmer (den Kopf schüttelnd): Darin allerdings hast du recht: ich kann dich nicht verstehen. Und die Sentimentalität habe ich auf dem Strich.

Auf der Szene erscheint Armenpfleger Gut, ein Mann mit schwarzem Backenbart, mit kriecherisch-freundlichem Wesen.

Gut: Guten Abend, meine Herren. Störe ich? Es tut mir wirklich leid — wenn ich gewußt hätte — allein — Jakob, könnte ich schnell ein paar Worte mit dir reden?

Renold: Preßiert es wirklich? Kannst du nicht morgen kommen? Du siehst, ich habe Besuch.

Gut: Es wäre mir wirklich ein Gefallen — nur ein paar Minuten! Es dauert wirklich nicht lange, ich gehe sofort wieder. Aber wenn ich wirklich so ungelegen komme —

Renold: Nicht wahr, Schwager, du entschuldigst, daß ich dich einen Augenblick allein lasse? — Komm, Armenpfleger!

Er tritt mit Gut ins Haus.

Widmer (geht kopfschüttelnd auf und ab): Es ist unglaublich! Solche Menschen! Sicher macht er wieder eine Dummheit. Das Gescheidteste wäre, ich ginge hinein —

Er nähert sich der Türe und bleibt zögernd stehen. In diesem Augenblick kommen Renold und Gut zurück.

Gut: Ich danke dir nochmals, Renold. Hoffentlich kann ich dir auch bald einen Stein in den Garten werfen. Adieu, Jakob! Adieu, Herr Widmer! (Ab.)

Widmer: Was hat der wollen? Denn daß der nur kommt, wenn er etwas will, sieht man ihm an. Er sieht aus wie ein Stündeler.

Renold: Das ist er nicht, aber er lebt sehr eingezogen. Es ist ein rechter Mann. Du hast ja gehört, er ist Armenpfleger.

Widmer: Das beweist mir nichts. Dem würde ich nicht einmal meine Markenkasse anvertrauen.

Renold: Aber Karl! Wie bist du auch! Geniere dich! Du bist das Mißtrauen selber. Ich begreife nicht, wie man so leben kann, und bedaure dich.

Widmer: Bedauere dich! Ich hab's nicht nötig. Zu große Vorsicht ist immer noch besser als Blindheit. Gib Antwort: weshalb ist der Mann gekommen?

Renold (in einiger Verlegenheit): Ich mußte ihm nur unterschreiben.

Widmer: Was? Doch nicht eine Bürgschaft?

Renold: Doch — eine — Bürgschaft —

Widmer: Und du hast unterschrieben?

Renold: Ja. Warum nicht?

W i d m e r: Für wie viel?

R e n o l d (verlegen): Für zehntausend Franken.

W i d m e r: Bist du verrückt? Du stehst selbst vor dem Verhungern und leitest andern noch Bürgschaft! Und wenn du nun zahlen mußt?

R e n o l d: Dafür ist doch keine Gefahr. Es ist ja eine bloße Formsache und nur für kurze Zeit.

W i d m e r (höhnisch): So, weißt du das so sicher!

R e n o l d: Er hat's doch gesagt. Und ich weiß, was ich tue.

W i d m e r: Es ist zum Verzweifeln mit dir! So etwas tut doch kein vernünftiger Mensch. Man nimmt sich doch wenigstens Zeit, sich etwas so Wichtiges zu überlegen. Du aber unterschreibst einfach, als ob es sich um einen Pappenstiel handle und nicht um ein Vermögen. Ein Wunder wär's, wenn du nicht zugrunde gingst.

R e n o l d: Tu doch nicht so! Wo ist denn eine Gefahr? Warum hätte ich also dem Manne die Gefälligkeit nicht tun sollen?

W i d m e r: Weil du kein Recht dazu hast! Weil du selbst nichts mehr hast und nicht zahlen könntest. Auch wegen deiner Familie darfst du so etwas nicht.

R e n o l d: Aber wir Bauern sind doch aufeinander angewiesen. Wir müssen einander helfen. Wer täte es sonst! Doch nicht die, die es am besten könnten, die Herren! Aber so ist es halt: Die gerne helfen würden, haben nichts, und die andern, die geben könnten, hocken seßhaft auf ihrem Geld. Und doch ist es so schön, einem Mitbürger zu helfen. Wenn ich etwa schon gewünscht habe, viel Geld zu besitzen, so war's nur deswegen. Man könnte so manchen braven und soliden Mann, Bauer oder Handwerker, mit einem Darlehen retten, so daß sie selbständig werden könnten und nicht in die Fabrik müßten. Am liebsten wäre mir, wenn ich viel Geld ausleihen könnte ohne Zins. Das wäre mein Stolz.

W i d m e r: Ich glaube erst noch, du wärst ein solcher Narr. Gut, daß du nichts hast, du würdest es bloß verlieren.

R e n o l d: Ich weiß schon, daß ich ein Narr bin, aber darin bin ich nun einmal so. Für die reichen Leute hat's da keine Gefahr. Sie geben den Bauern und Handwerkern nicht einmal Geld gegen Sicherheit, geschweige ohne Zins. Sie glauben, sie kämen ins Zuchthaus, wenn sie nicht ihre Prozente hätten. Sie verlieren lieber ihr Geld an der Börse, statt einmal einem armen Teufel unter die Arme zu greifen.

W i d m e r (spöttisch): Ja, du freilich gabst immer wie ein großer Herr, wenn du schon nichts hattest.

R e n o l d: Darin wäre ich gern ein großer Herr, aber nur darin. Doch komm jetzt herein, Karl, zur Mutter und zu Sophie. Wir werden bald essen.

Du weißt, Rudolf ist im Dienst. Ich dachte eigentlich, er würde heute vorbeikommen. — Oho, da ist er ja schon —

R u d o l f (Jakob's Sohn, ein flotter Kavallerist, tritt herzu): Guten Abend, Onkel, guten Abend, Vater! (Schüttelt beiden die Hand.) Ich komme nur schnell im Sprung. Die Kameraden sind im „Bären“. Du sollst endlich kommen, Vater, läßt dir der „Froh Sinn“ sagen, oder sie kommen selbst und holen dich. Aber daß ich nicht vergesse (mit einer Bewegung nach dem Geldbeutel) — du verstehst mich, Vater. (Wie zur Entschuldigung): Es sind alles vornehme Stadtherren und reiche Bauernsöhne in unserer Schwadron, und etwas muß man schließlich mitmachen. Es tut mir leid —

R e n o l d (entnimmt dem Geldbeutel ein paar Fünffrankenstücke und reicht sie ihm): Da! Aber wie die andern, dies besser vermögen, brauchst du nicht zu schleken.

R u d o l f: Schönen Dank, Vater; hab keine Angst. Mutter und Sophie sind in der Stube? Ich will ihnen schnell Guten Abend sagen. Adieu unterdessen! (Ab ins Haus.)

W i d m e r: Bei der Kavallerie kostet es viel. War es nötig, daß Rudolf gerade zu dieser Waffe ging?

R e n o l d: Du bist doch ein ewiger Mörgler. Statt dich wie ich zu freuen, daß unsere Familie dem Vaterland einen so flotten Dragoner stellt, ärgerst du dich über die paar Franken, die das mehr kostet als bei der Infanterie. So weit hat es immer noch gelangt. Und mit Rudolfs Sackgeld ist's nicht so schlimm, wir haben seinerzeit noch anders geschlekt. Schau doch nicht immer alles so schwarz und verdirb einem damit alle Freude. Komm herein. Mutter und Sophie werden sich sowieso wundern, was wir solange miteinander haben.

W i d m e r (schroff): Ich kann's nicht anders sehen, als wie es ist. Und was ich sehe, das ist nichts Erfreuliches. Aber ich will eure Freude nicht stören. Ich lasse allen Adieu sagen. Adieu! (Geht rasch ab.)

R e n o l d (betroffen): Er ist immer der gleiche.

E i n i g e S ä n g e r (die angeheitert und lärmend daherkommen): He, Renold! Wo steckst du so lang? Gleich kommst mit. Wir verschwellen den Kranz nicht ohne den Präsidenten. Der Pfarrer gehört zur Kirche. Alle warten ungeduldig auf dich.

R e n o l d (finster): Sagt ihnen, sie sollen den Kranz ohne mich verschwellen und recht lustig sein. Ich gehe ins Bett. Gute Nacht!

Ab. Die Sänger stehen betroffen. Der Vorhang fällt.

Zweite Szene.

Der freie Platz vor Renolds Haus. Am Gartenzaun hängt Rudolfs Uniform. Auf dem Tische einige geleerte Flaschen und Brot. Jakob Renold sitzt noch beim Vesperbrot. Rudolf kommt aus dem Haus, setzt sich zu ihm und schenkt sich ein.

R u d o l f (sich wohligh reckend): Ah, nun bin ich wieder ein Mensch! Das hat gut getan, zwölf Stunden Schlaf nach den vielen Wochen, wo man kaum ins Bett kam und schon wieder aufstehen mußte, bevor man recht die Augen zugemacht hatte.

S a f o b R e n o l d: Ist denn der Dienst wirklich so streng gewesen?

R u d o l f: Du hast keine Ahnung, wie gearbeitet werden muß. Es ist die reinste Schinderei. Und wie streng es zugeht! Wegen jeder Kleinigkeit gibt's scharfen Arrest. Es braucht einer nur eine Sekunde nicht aufzupassen, so hat er seinen Vierundzwanzigpfünder weg.

R e n o l d: Ist's nur bei der Kavallerie so streng?

R u d o l f: Bei den anderen Waffen auch. Bei der Infanterie wie bei der Artillerie klagen sie, daß sie am Abend vor Müdigkeit fast umsinken.

R e n o l d: Das ist aber schon mehr preussisch, wenn es so zugeht. Zu meiner Zeit war es noch gemüthlicher, besonders bei uns Schützen. Es war eine reine Gefälligkeit, wenn wir auf das Kommando einschwenkten. Ich halte es für übertrieben, wenn man der Spielerei wegen die Leute so abschindet, daß sie gar krank werden.

R u d o l f: Der Dienst ist eben keine Spielerei mehr, sondern Ernst. Wenn wir nicht zu weit von den Heeren der andern Länder abstehen wollen, müssen wir eben die kurze Zeit ausnützen.

R e n o l d: Aber wir haben's doch nicht nötig wie die andern Länder. Die Schweiz kommt ja doch nie in den Fall, Krieg zu führen. Die Schweiz ist ja ein neutrales Land.

R u d o l f: Das ist eben falsch. Ich habe einmal in der Kantine an einem Nebentisch dem Gespräch der Offiziere zugehört. Der Oberst sagte, nichts sei gefährlicher als die Meinung, unsere Neutralität sei für ewige Zeit gesichert und es könne nie ernst werden. Die Neutralität, meinte er, sei nur ein Papier und werde nur so lange geachtet, als wir stark genug seien, sie selbst zu verteidigen. Es könne wieder eine Zeit kommen, da die Schweiz um ihre Unabhängigkeit und sogar Existenz kämpfen müsse wie bei Sempach, Grandson und Murten.

R e n o l d: Was du nicht sagst! Bis jetzt war ich immer heilig davon überzeugt, daß die Schweiz bis in alle Ewigkeit bestehen und frei bleiben müsse. Es könne und dürfe gar nicht anders sein. Ich kann etwas anderes auch gar nicht denken. Mir scheint, eher müßte die Welt untergehen, als daß unser Land in Gefahr kommen oder daß unsere Freiheit untergehen könnte. Das würde ich auch keinen Tag überleben.

R u d o l f: Es ist eben nichts ewig. Der Oberst meinte, es wäre vielleicht sogar gut, wenn wir wieder einmal um unsere Existenz kämpfen müßten. Wir seien ohnehin in Gefahr, durch Trägheit und Genußsucht zu verweichlichen und im Frieden zugrunde zu gehen. Die Behörden aber wissen

wahrscheinlich schon, weshalb sie so viel für das Militär tun und so eifrig rüsten. Auf jeden Fall tut der Dienst jedem gut. Man erfährt wieder, wie viel man leisten und aushalten kann und bekommt wieder etwas Schneid. Aber — auf die Arbeit auf dem Felde freue ich mich trotzdem auch wieder. Was ist für morgen los?

R e n o l d: Ich denke, das Wetter wird sich halten. Wir wollen morgen früh auf der Breit zu mähen anfangen. (Steht auf und geht kopfschüttelnd auf und ab.) Herr und Heiland! Es ist mir noch ganz sturm von dem, was du gesagt hast. Wäre es möglich, daß die Schweiz einmal nicht mehr existieren würde, daß sie nicht frei und unabhängig bleibt so lange, wie dort die Berge stehen!

R u d o l f: Apropos, Vater, ist es wahr, was ich vom Armenpfleger gehört habe, ist er wirklich fort und davon? Das wäre ja eine Schande für die ganze Gemeinde!

R e n o l d (bekümmert): Es ist noch mehr wahr. Er hat der Gemeinde eine große Summe veruntreut. Und die Gemeinde kommt nicht allein zu Schaden, auch ... manche Leute ...

R u d o l f: Ich habe ihm nie recht getraut. Aber so was hätte ich von ihm doch nie erwartet. Warum hat er's überhaupt gemacht?

R e n o l d: Ja eben. Man kann es fast nicht glauben, das ist das Schlimmste dabei. Er hat das eigne und fremdes Geld an der Börse verspielt. Sein Schwager, der Kassenverwalter in der Stadt, hat ihn dazu verführt. Er wollte schnell und ohne Arbeit reich werden, wie heutzutage so viele Leute. Und nun ist er zum Schelm geworden und unglücklich, und andere mit ihm.

R u d o l f: Es ist ein Glück, daß wir nie viel mit dem Duckmäuser hatten, sonst hättest du vielleicht jetzt auch ein Pflaster.

R e n o l d (gedrückt und stockend): Schimpf nur mit mir. (Leise): Er hat mich doch auch erwischt.

R u d o l f (erschrocken): Es wird doch nicht sein! Du hast ihm gebürgt und mir nichts davon gesagt?

R e n o l d: Ich darf's fast nicht sagen. Er kam damals, als wir vom Sängerkfest zurückkehrten, wo wir uns den ersten Lorbeer geholt, und zwar im dümmsten Moment kam er. Ich hatte vom Fest und vom Wein etwas hoch; er sagte, es sei nur eine Formsache und nur für kurze Zeit. Und um ihn los zu werden — Onkel Karl wartete eben —, unterschrieb ich halt. Karl hat mich deswegen schon gescholten. Es reute mich auch gleich, aber es war nichts mehr zu ändern.

R u d o l f: Für wieviel hast du unterschrieben? Doch für keine hohe Summe? Du hättest doch an den früheren Erfahrungen genug haben sollen. Es zersprengt mich fast. Und wieviel ist's?

R e n o l d (zögernd): Zehntausend. Aber es ist ja noch nicht gesagt, daß es verloren ist und ich zahlen muß.

R u d o l f (ächzend): Zehntausend Franken! Um Gotteswillen! Wie konntest du auch! Also können wir uns das ganze Leben hindurch abschinden und nur für andere Leute. Das kannst du doch nie zahlen zu dem vielen anderen. Wir müssen ja verlumpen! (Er springt auf, setzt sich wieder und vergräbt das Gesicht in die Hände.) O, das halt ich nicht aus. Das bringt mich um. Wir in den Geldstagn! Die Schande! Da kann ich auch nicht mehr bei der Kavallerie sein. Überhaupt nicht mehr hier.

R e n o l d: Tu doch nicht so! Es ist doch noch gar nicht gesagt, daß es so schlimm herauskommt.

R u d o l f (schüttelt den Kopf): O, ich weiß schon, wie es kommt. (Aufschauend): Kommt deswegen heute Onkel Karl? Er wäre der letzte, dem ich etwas verdanken wollte. Aber er wird sowieso nicht helfen.

R e n o l d: Vielleicht doch. Wenn er mir bloß nicht wieder damit kommt, ich solle verkaufen, wie früher schon.

R u d o l f: Also steht es schon lange nicht gut mit uns. Und ich glaubte, wir kämen vorwärts, und ich habe deshalb Riese das Wort gegeben.

R e n o l d: Seit dem Eisenbahnbau gings nicht so gut wie früher. Wir hatten seither fast gar nichts mehr zu fuhrwerken und es kam wenig Geld herein. Schon das Geld für Sophies Pension, deine Schule und den Militärdienst mußte ich entlehnen. Dann kamen die Bürgschaften, die ich zahlen mußte. Ich war eben zu gutmütig gewesen. Onkel Karl übernahm nach dem Verlust an Sandmeyer eine Hypothek.

R u d o l f: Deswegen kann ich ihm nie recht tun! O, warum hast du uns nie etwas davon gesagt! Dann wäre ich nicht auf die Schule und nicht zur Kavallerie, und Sophie wäre nicht in die Pension. Und man könnte uns nicht vorwerfen, wir hätten's zu vornehm gegeben.

R e n o l d: Es ging eben immer noch und ich hoffte, es würde mit der Zeit besser kommen. Es ginge auch noch, wenn nicht das Unglück mit dem Armenpfleger gekommen wäre. Daß ich auch so leichtgläubig war! Aber vielleicht kann ich's doch wieder machen, besonders wenn Karl mit sich reden läßt. Es gibt denn doch auch Freunde. Ich habe anderen so viel geholfen, daß man mir auch helfen muß. Oder es gäbe dann keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt.

R u d o l f: O Vater, du bist immer der gleiche. Du wirst erfahren, was du an deinen Freunden hast. Ach, ich ersticke. Keinen Streich mag ich mehr tun.

S o p h i e (tritt herzu, neckisch zu Rudolf): Grüß Gott, Herr Wachmeister. Wie schmeckt's wieder zu Hause? Setzt hört das Kommandieren auf,

jetzt heißt es wieder selbst arbeiten. (Erschrocken): Was habt ihr? Was ist passiert?

Rudolf (bitter): O, nichts besonderes. Ich habe nur eben erfahren, wie es um uns steht. Wir verlumpen nächstens und können unser Bündelchen hier schnüren. Ich gehe als Knecht nach Amerika und du kannst als Magd oder als Kellnerin dienen gehen, denn dein Schatz wird dir jetzt auch adieu sagen, wo du arm bist wie eine Kirchenmaus. Sei froh, daß du wenigstens französisch kannst.

Renold: Rudolf! Schäme dich!

Sophie: Um Gotteswillen, es ist nicht möglich!

Renold: Er weiß nicht, was er sagt. So schlimm steht es nicht. Glaub' ihm nicht.

Rudolf: Doch, so kommt's und nicht anders. Ich weiß es. Das beste wäre, ich ginge ins Wasser. (Schluchzend): Was wird die Mutter sagen! (Stürzt fort.)

Sophie: Herr und Heiland! Was ist auch das!

Karl Widmer (kommt herzu): Grüß Gott miteinander. (Gibt beiden die Hand.) Was hat Rudolf, daß er ohne Gruß an mir vorbeigerannt ist?

Renold: Wir haben eben über die Bürgerschaft geredet und das hat ihn aufgeregt. Er wußte gar nicht mehr, was er tat. Du mußt es ihm nicht übel nehmen.

Widmer: Ja, ihm geht es am schlechtesten. Jetzt hört's mit dem Vornehmen auf.

Renold: Sophie, geh mit Mutter Rudolf nach und beruhigt ihn. Onkel Karl und ich haben zusammen zu reden. (Sophie ab. Renold rückt Widmer einen Stuhl hin.) Nimm doch Platz! Es ist schön, daß du auf meinen Brief so bald gekommen bist. (Aleinlaut): Du wirst Augen gemacht haben! Du hattest halt damals doch Recht.

Widmer (setzt sich): So, siehst du's ein, jetzt, wo es zu spät ist!

Renold (erschrocken): Zu spät? Was willst du damit sagen?

Widmer: Du wirst doch nicht etwa glauben, daß noch etwas zu machen sein wird, nach diesem neuen großen Verlust.

Renold (angstvoll): Karl, du wirst mir doch helfen? Denk an deine Schwester! An Rudolf und Sophie!

Widmer: Eben weil ich an sie denke, kann ich nicht tun, was du in deinem Brief meinst. Freilich will ich helfen, aber es fällt mir nicht ein, nochmals so viel Kapital einzuwurfen, das nur in den Beutel fremder Leute käme. Was ich gebe, soll ihnen zugute kommen. Du mußt in Gottes Namen fahren lassen. Nachher bin ich wieder da.

Renold: Ich soll mich verlumpen lassen? Karl, das würde ich nicht überleben. Das wäre mein Tod. (Flehend): Du kannst helfen, Karl, und du

mußt helfen. Du wirst doch nicht die Schande über mich und deine Schwester kommen lassen.

W i d m e r (hart): Es handelt sich nicht mehr um die Schande, daran hättest du früher denken sollen, bevor du so leichtsinnig bürgtest. Ich kann nicht mehr so viel Geld verlieren. Denn es w ä r e verloren. Es handelt sich nur noch darum, daß ihr nachher auch wieder leben könnt. Und dazu müßt ihr doch etwas zu beißen haben. Dafür will ich sorgen, ich habe dir einen guten Posten im Geschäft. Du wirst dein gutes Auskommen haben, ein besseres als hier.

R e n o l d (entsetzt): Ich soll in die Fabrik, ich? Und in die Stadt?

W i d m e r: Nein, nicht in die Fabrik. Da könnte ich dich gar nicht brauchen. Nein, es ist ein besserer Posten. Wenn du dich einmal eingewöhnt hast, ist's dir wohler als vorher.

R e n o l d: Karl, du kennst mich nicht. Sonst würdest du nicht verlangen, ich solle alles im Stich lassen, was mir lieb ist: Haus und Hof, die angesehene Stellung in der Gemeinde, die Freunde. Es wäre für mich gar kein Leben mehr. Aber auch wenn ich wollte, ich könnte nichts anderes tun, als auf der Scholle umhertrampen.

W i d m e r: Unsinn! Du bist doch nicht dumm. Was andere können, kannst du gewiß auch.

R e n o l d: Es ist nicht das. (Tief Atem holend): Karl, ich glaube, daß du es gut meinst — auf deine Art. Aber du vergiffest, daß ich nicht bin wie du, daß ich ein Bauer bin und nur ein Bauer sein kann.

W i d m e r: Das ist nur ein Vorurteil. Bei uns glaubt man immer noch, man begehe ein Verbrechen, wenn man nicht sein ganzes Leben beim gleichen Beruf bleibt. Da sind die Amerikaner gescheidter, die wechseln den Beruf so oft, bis sie den einträglichsten gefunden haben. Deshalb kommen sie auch vorwärts.

R e n o l d: Ich bin halt kein Amerikaner. Ich bin ein Schweizer und noch dazu ein altmodischer. Mich könnte man eben zu nichts anderem brauchen. (Entschlossen): Ich kann nicht dienen, nachdem ich so lange mein eigener Herr gewesen. Ich kann nur arbeiten, wenn ich das Gefühl habe, ein freier Mann zu sein und keine Maschine.

W i d m e r (hohnlachend): Hahahaha! Ein freier Mann! Eine schöne Freiheit das, wenn man so von Gläubigern abhängig ist wie du, und für andere arbeitet. Wäre es schlimmer, wenn du für mich arbeiten würdest gegen guten Lohn? Das ist eine Illusion: frei! Wer ist denn heutzutage noch frei? Bin ich's etwa, der keine ruhige Minute hat, nicht einmal am Sonntag? Wenn ich der Konkurrenz gegenüber bestehen will, muß ich mich abschinden von früh bis spät. Auch ich bin ein Sklave der Arbeit, wie wir es alle sind:

Könige und Kaiser und der amerikanische Millionär, alle, die ihre Pflicht erfüllen oder vorwärts kommen wollen.

R e n o l d: Wie glücklich man dabei wird, sieht man an dir. Ich beneide dich nicht, trotz deinem Reichtum.

W i d m e r: Ob glücklich oder nicht, darum handelt es sich nicht, sondern darum, daß ihr wieder eine Existenz habt. Wäre es denn besser, wärest du glücklich, wenn Rudolf und Sophie dienen gehen müssen? Wenn es nicht traurig wäre, es wäre zum Lachen. Ein Mensch in deinen Schuhen und will ein freier Mann sein!

R e n o l d (traurig): Halte mich doch nicht immer für dümmer als ich bin. Das weiß ich so gut wie du, daß man arbeiten muß. Ich habe nie gefaulenzt und will auch gerne arbeiten von morgens früh bis nachts, meinetwegen bis ich zusammenbreche. Aber — ich weiß nicht, ob ich dir das erklären und ob du mich verstehen kannst — ich muß bei der Arbeit meinen T r a m p haben können. Ich passe halt vielleicht nicht mehr in die Welt. Ich kann die Menschen nicht verstehen. Sie rennen und hasten, nichts geht ihnen schnell genug, nicht einmal mehr die Eisenbahn. Für nichts haben sie mehr Zeit. Ich muß meine Arbeit gemächlich tun können. Ich muß auch etwa dann und wann aufsehen und mich besinnen, über etwas nachdenken können. Nur dann freut sie mich. Nur dann weiß ich, daß ich lebe, daß ich ein Mensch bin und keine Maschine.

W i d m e r: Aha, du willst es also gemüthlich haben? Ja, mein Lieber, das möchten andere Leute auch gern, ich auch. Aber das geht heute nicht mehr. Das Leben ist heute so schwer, der Konkurrenzkampf auf allen Gebieten so groß, daß man pressieren muß. Man kann nicht mehr im alten gemüthlichen Tramp gehen. Wir haben nicht mehr Zeit, an der Hacke zu stehen und in die Luft zu staunen, wenn wir bestehen und nicht zugrunde gehen wollen. Besonders für uns, für die Schweiz, hört die Gemüthlichkeit auf. (Eifriger): Du hast wahrscheinlich keine Ahnung, wie es um uns steht. Da führt ihr an allen Festen und bei jeder Gelegenheit das Vaterland und die Freiheit im Munde, und unterdessen werden wir von den Großmächten rings um uns langsam erstickt. Nur wirtschaftlich natürlich und in aller Freundschaft. Aber wenn es so fortgeht, existiert die Schweiz in hundert, ach, was sage ich, in siebzig Jahren nicht mehr.

R e n o l d (aufschreiend): Was sagst du?

W i d m e r: Das heißt, sie besteht schon noch, aber nur dem Namen nach. Sie ist wirtschaftlich von einem Nachbarn abhängig. Mit der wirtschaftlichen Unabhängigkeit geht aber auch die politische Freiheit zum Teufel. Denn die eine ist nicht möglich ohne die andere. Verstehst du das?

R e n o l d (jammernd): Was ist das für eine Welt! Mir ist, der Boden wackelt unter meinen Füßen. Es würde mich nicht wundern, wenn alles ein-

stürzte. Und so etwas sagst du so mir nichts dir nichts, als ob es die selbstverständlichste Sache der Welt wäre und dich nichts anginge?

W i d m e r: Ich wünsche es nicht, aber es ist meine Überzeugung, daß es so kommt. Und schließlich, wäre es denn so schlimm? Es wäre vielleicht nur unser Vorteil, wenn wir Anschluß fänden an einen Großstaat. Dann könnte doch unsere Industrie existieren. Die Hauptsache ist doch, daß man zu leben hat. Mit dem anderen findet man sich ab, wenn man sich daran gewöhnt hat.

R e n o l d: Karl! Hör auf! Ich kann nicht mehr zuhören. Du bist ja schlimmer als ein Sozialdemokrat. Wenn es so kommen sollte wie du sagst, so wär's mir noch lieber, die Schweiz ginge gleich ganz zugrunde, als daß sie ihre Unabhängigkeit und Freiheit verlieren muß. (Schlägt die Hände zusammen.) Herr und Heiland! Was muß man alles hören und erleben!

W i d m e r: Nun, wenn man nicht will, daß es so komme, wie ich gesagt habe, müssen wir uns eben vorher wehren. (Laut und nachdrücklich): Es genügt nicht, an Festen zu turnen, zu schießen und zu jodeln, wir müssen etwas rechtes lernen, müssen tüchtig sein, arbeiten. Nur dann können wir frei, unabhängig sein und bleiben. Sonst nützt uns das beste Militär nichts. Und auch die Sentimentalität nützt nichts.

B e r e n a (öffnet das Fenster und ruft heraus): Was lärmt ihr auch so! Man hört es ja im Dorf. Man könnte meinen, ihr hättet Streit. Kommt doch in die Stube. Ihr könnt ja hier auch reden.

R e n o l d: Wir sind bald fertig, Berena. Du kannst ruhig sein, wir nehmen einander nicht am Kragen. Wir kommen gleich.

W i d m e r: Schade, daß es nicht das ganze Land hört, was ich gesagt habe, alle sollten es hören, besonders die bloßen Festpatrioten. Und bist du jetzt vernünftig? Siehst du ein, daß es das beste ist, was ich dir vorgeschlagen?

R e n o l d (tritt zurück): Kommst du doch wieder damit! Es nützt nichts. Ich kann nicht, ich kann einfach nicht. Und vielleicht kommt es doch nicht so schlimm, wie du es ansiehst. Vielleicht kann ich es doch noch machen. Es wäre doch merkwürdig, wenn mich die Freunde im Stiche ließen. Bevor ich die um Hilfe angegangen, darf ich noch nicht verspielt geben und gebe nicht verspielt. Ich habe so manchem eine Gefälligkeit erwiesen, daß man mir auch helfen muß.

W i d m e r: O du heilige Einfalt! (Grimmig lachend): Die F r e u n d e! Du wirst erfahren, was deine Freunde sind. Man muß ja verzweifeln an dir. Hahaha! Hoffst der auf seine Freunde! Die jodeln und schießen und machen sich lustig mit dir, natürlich, aber dir helfen? Das wird keinem in den Sinn kommen. Da kannst du zehnmal verlumpen!

R e n o l d (entriistet): Und ich verzweifelte an d i r, Karl. Was hast du auch für eine schlechte Meinung von den Menschen! Es ist nicht recht von dir.

Es wird doch noch Dankbarkeit geben in der Welt. Wenn ich das nicht mehr glauben soll — der Verstand steht mir still.

W i d m e r (hohnlachend): Und mir steht er still vor deinem Glauben. Ich mag mich nicht weiter nutzlos ärgern. (Energisch): Willst du, oder willst du nicht? Ja oder nein!?

R e n o l d (traurig): Es tut mir leid. Ich kann nicht!

W i d m e r (grimmig): So stecke den Kopf noch tiefer in den Sand und geh' zugrunde! (Ab ins Haus.)

R e n o l d (steht eine Weile kopfschüttelnd da): Wie sind auch die Menschen heute. Ich verstehe sie nicht mehr.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug. Erste Szene.

Große, an Renolds Haus, das gegen den Hintergrund gerückt ist, anstoßende Festwiese, die mit Kränzen, Guirlanden und dergleichen eingefast ist. (Eventuell in der Mitte eine eigene Tanzbühne.) Links vorne eine von Buschwerk halb verborgene Bank, von der man einen schönen Blick auf das Dorf und die Alpen hat. Jugendfestzug. Aufmarsch. Voran Musik, darauf die Mädchen, weiß gekleidet, Blumen im Haar, dann die Knaben, die Turn- und Gesangsvereine. Der Zug marschiert zum Halbkreis auf. Mädchenreigen.

Die Kinder stimmen ein Lied an („Schweizer Heimweh“ von Mendelssohn-Bartholdy).

Übungen der Turner mit Musikbegleitung.

Männerchor („Nur die Hoffnung festgehalten“ in der Melodie von Eduard Surläuli).

Kinderreigen.

Gesamtchor mit Musikbegleitung („Rufst du mein Vaterland“).

Während der Aufführung des Chors treten Jakob Renold, der ganz gebrochen scheint, und Rudolf auf, dieser in Reisekleidung, mit Reisetasche. Die nachfolgenden Dialogszenen finden in den Pausen der Jugendfest-Aufführungen statt. Wenn möglich, sind die Lieder an den bezeichneten Stellen zu singen.

R u d o l f: Ich will nicht, daß du mich weiter begleitest, Vater. Geh' lieber zurück zu Mutter und Sophie, die noch immer weinen werden und sich nicht fassen können. Und mir wird das Herz auch nicht leichter. (Trübselnd): Daß ich gerade am Jugendfest die Reise nach Amerika antreten muß! Wer hätte das gedacht! Es tut mir doppelt weh, daß ich gerade an diesem Tage die Heimat verlassen muß, denn das Jugendfest ist doch immer das schönste Fest. Jetzt erst versteh' ich die Mutter, wenn der Kinderumzug sie jedesmal zu Tränen rührt. Man möchte weinen, weil man kein Kind mehr, so ganz anders geworden ist — nicht besser. Nie hätte ich geglaubt, daß ich nur ein einziges Jugendfest versäumen werde. Und nun zu denken, daß ich keines mehr mitmachen werde.

R e n o l d (hält sich die Hand vor die Augen, um die Tränen zu verbergen, vorwurfsvoll): Warum gehst du überhaupt fort und lässest uns allein! Das kann ich nicht verstehen. (Ziehend): Rede nicht so, Rudolf. Du mußt wiederkommen, zur Mutter und zu Sophie. Ich werde dann nicht mehr da sein. Denn ich spür's, es macht nicht mehr lang mit mir, und ich bin froh.

R u d o l f: Auch du darfst nicht so reden. Auch du mußt an die Mutter denken. Was soll sie machen, wenn Sophie fort und dienen gehen muß. Du darfst sie nicht allein lassen.

R e n o l d (schüttelt den Kopf): Ja, die Mutter tut mir leid, daß sie dann allein sein muß. Aber ich kann ihr nicht helfen, ich gehe gern. Es ist mir schon so, als ob ich nicht mehr am Leben sei. Es ist etwas gebrochen in mir, es geht nicht mehr.

R u d o l f: Da ich doch fort muß, ist es mir lieber, ich gehe jetzt, bevor wir aus dem Haus ziehen müssen. Das könnt' ich nicht aushalten.

R e n o l d (erschüttert): Bleib hier!

R u d o l f (kopfschüttelnd): Es muß ja sein. Ich kann doch nicht mehr leben hier. (Bitter): Manchmal macht es mir nichts, fortzugehen, wenn ich an alles denke, was wir in den letzten Wochen erfahren haben. Was hat nur Sophie durchgemacht, als ihr Ulrich den Ring zurückgegeben hat, weil sie arm geworden ist. Und wie haben sie's dir gemacht, deine Freunde! Es treibt mir das Blut in den Kopf, wenn ich daran denke, wie sie dich geflohen haben, wie keiner dir helfen wollte, obschon du immer bereit warst, ihnen zu helfen. Alle haben dich im Stich gelassen. Und wie hat es dir der „Froh Sinn“ gemacht! Nicht einmal gewartet haben sie mit der Präsidentenwahl, bis du aus der Gemeinde fortgezogen.

R e n o l d (fast schreiend): Fang nicht an. Sonst muß ich auch reden, sonst muß ich sagen, was ich gefehlt. O, ich bin schuld, daß es so gekommen ist, warum war ich so leichtsinnig. O, ich darf nicht daran denken.

R u d o l f (bitter): Wäret ihr nicht, ich ginge leichtem Herzens fort. So ist mir alles verleidet, die Menschen, die Heimat. Die ist mir untergegangen. Ich komme nie wieder.

R e n o l d (zitternd): Red' nicht so, Rudolf. Denk nicht so. Gib nicht dem Vaterland schuld, was ein paar Menschen gefehlt haben. (Mit Nachdruck, beinahe weinend): Tu mir das nicht zuleid. Gib die Heimat nicht auf. Versprich mir's, Rudolf! Oder ich kann nicht ruhig sterben.

Die Kinder singen das Lied: „Schweizer Heimweh“ nach Mendelssohn-Bartholdy.

R u d o l f (nachdem er eine Weile ruhig zugehört): Es ist hohe Zeit. Ich muß gehen. Vater, es muß sein. (Sie schauen sich, während die zweite Strophe beginnt, lange in die Augen, fallen sich dann plötzlich in die Arme. Endlich reißt Rudolf sich los und stürzt mit den Worten: „Adieu, Vater!“ aufschreiend davon.)

R e n o l d: Herr und Heiland! Ist noch kein Ende? (Sinkt auf die Bank und verharret lange in dumpfem Brüten.)

Der Männerchor singt das Lied: „Nur die Hoffnung festgehalten, Frühling wird es doch einmal“ von Eduard Surläulh.

Von der Seite kommt nach einiger Zeit, während die Aufführungen ihren Fortgang nehmen, Mattenberger, ein Arbeiter.

Mattenberger: Grüß Gott, Renold! Bewunderst du die Aussicht? Es ist noch immer die gleiche.

Renold (schaut langsam auf, dann wie abwesend): Grüß Gott, Mattenberger!

Mattenberger (hastig): Was ist, ist dir nicht wohl?

Renold (schüttelt den Kopf): Rudolf ist soeben fort, nach Amerika!

Mattenberger (unbeirrt): Dir ist nicht wohl! Komm nach Hause!

Renold: Es ist nichts. Ich bin nur müde, nach den vielen schlaflosen Nächten.

Mattenberger: Es ist auch kein Wunder, nach dem, was du durchgemacht. Gleich alles —

Renold (winkt ihm heftig, zu schweigen): Schweig!

Mattenberger: Nein, es muß heraus! Eine Gemeinheit ist's schon, wie sie's dir gemacht haben. Da hat man wieder gesehen, was die Menschen sind. So lange es dir gut ging, haben sie dir geschmeichelt und dich in den Himmel gehoben. Und sobald du Unglück hattest, ließen sie dich im Stich und gaben dir den Tritt, obschon du so manchem geholfen. Es ist eine gemeine Welt. Deshalb geh' ich auch nicht auf's Jugendfest. Rudolf hat Recht, daß er aus dem Lande geht. Ich pfeif' auf so ein Vaterland. Und du wirst jetzt auch genug haben davon.

Renold (richtet sich auf. Mit Würde): Schimpf nicht immer über das Vaterland, Mattenberger. Was hat dir das Vaterland zuleid getan, daß du immer daran nörgelst. Was kann es dafür, daß nicht alle Menschen darin so sind, wie sie sein sollten? Und ist es schuld, daß ich es nicht besser verstand, daß ich den Menschen so leichtsinnig vertraute? Und daß ich nicht passe in die neue Zeit! Hast gehört, Mattenberger, du machst mir keine Freude, wenn du so schimpfst, es ist mir kein Trost. Man muß nicht anderen schuld geben, wenn man selbst schuld ist.

Mattenberger: Das ist wahr: zu gut bist du gewesen und bist es auch jetzt noch. Trotzdem man dir's so schlecht gemacht hat, entschuldigst du noch die Menschen und hängst am Vaterland. Es ist mir unbegreiflich.

Renold: Warum sollte ich nicht? Nie habe ich mehr erfahren, was man am Vaterland hat, als jetzt, da ich jeden Tag denke, es ist der letzte, da meine Augen seine Schönheit schauen. Das ist jetzt noch meine einzige Freude. (In Erinnerung verloren, wie für sich): Alles kann ich vergessen, wenn ich den Wegen nachgehe, die ich als kleiner Junge gegangen bin. Am wohlsten ist mir immer im Wald. Ich war als Junge viel im Wald. Da konnte man noch so gut träumen. Noch jetzt weiß ich jede Stelle, wo ich ein Nest gefunden. Auch am Bach gehe ich gern. Das Wasser mochte ich immer so gerne. Schon von früh an verbrachte ich jede freie Stunde am Bach. Ich weiß gar nicht, warum ich so verliebt war in das Wasser. Vielleicht, weil es so lebendig ist

und man sich und alles darüber vergißt. Auch jetzt vergesse ich mich oft und bin so glücklich wie als Kind. Aber nicht für lange. Dann kommt mir der Unterschied in Sinn —

M a t t e n b e r g e r (bewegt): Trotz deinem Unglück hast du mehr und bist glücklicher als die reichsten Geldmenschen.

R e n o l d (immer noch selbstvergessen, schwärmerisch): Und nach den Bergen schau ich so gerne, nach den weißen Firnen. Nicht genug kann ich schauen. Und ich freue mich, daß unser Vaterland so schön ist. Aber eins tut mir weh. Ich bin einmal mit dem „Frohfinn“ über den Jochpaß gegangen, das ist das einzigemal gewesen, wo ich so hoch in den Bergen war. Das war einer der glücklichsten Augenblicke in meinem Leben, als ich die Blumenpracht sah hart neben dem Schnee. Wie ein Wunder war mir's. Ich war ganz nährisch. Und der Titlis gefiel mir so gut. Ich nahm mir vor, einmal auf den schönen Gipfel zu steigen und die ganze Bergwelt und das ganze Land zu schauen. Daraus wird nun nichts. Nicht daß ich bald im Grabe liege, sondern daß ich das nicht mehr erleben kann, das tut mir weh.

M a t t e n b e r g e r (barsch): Rede doch nicht so dumm! Du wirst doch wieder gesund. Du regst dich nur auf und schadest dir.

R e n o l d (lächelnd): Ja, der Arzt hat mir jede Aufregung verboten. Aber was kann ich für die Erinnerungen. Dagegen hilft kein Arzt. (Eisrieger): Einen Truppenzusammenzug hätte ich auch noch gerne gesehen. Immer habe ich so große Freude gehabt am Militär. Schon als ich noch ein Junge war, klopfte mir jedesmal das Herz vor Freude und Stolz, wenn ich Soldaten sah. Nein, das könnte ich doch nicht mehr sehen, seit Rudolf die Montur abgegeben hat und nicht mehr dabei ist. Aber ich freue mich, daß sie jetzt so viel leisten beim Militär. Es sei ganz anders als früher, sagte Rudolf. Sie glauben jetzt, daß sie wieder stark genug seien, einen Feind abzuwehren wie die alten Eidgenossen. Aber trotzdem, ich muß immer an das Vaterland denken, wie es ihm wohl gehen werde, auch wenn ich nicht mehr da bin. Ob es wohl immer frei bleibt, bis in alle Ewigkeit? Es ist so klein und die Nachbarn so groß. Und ob die Schweizer auch immer gute Eidgenossen bleiben, das Vaterland so lieb haben wie ich. Daß nicht auch andere so denken und reden wie du, Mattenberger, und Schwager Karl. (In großer Aufregung): Das alles plagt mich oft, besonders in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann. Ich würde nicht sagen, daß es mir schlecht gegangen, und stirbe gern, wenn ich nur wüßte, daß es dafür dem Vaterland gut ginge. . . . Der „Frohfinn“ soll mir doch singen, trotzdem ich verlumpt bin, da ich so lange Mitglied gewesen bin; er soll mir auch kein Grablied singen, sondern ein Vaterlandslied. Sag's ihnen, Mattenberger. „O mein Heimatland“ ist mir das liebste . . . ich . . .

Sein Kopf sinkt auf die Brust und er fällt zur Seite. Mattenberger hält ihn und ruft:

Renold! Renold! Er stirbt! er — ist tot —

Der Gesamtchor auf der Wiese: Ruffst du, mein Vaterland
Der Vorhang fällt.

Zweite Szene.

Wie am Anfang: Freier Platz vor Renolds Haus. Allmählich füllt er sich mit Menschen in Trauerkleidern. Der Gesangsverein „Frohfinn“ erscheint in corpore. Sie unterhalten sich flüsternd:

Erster Sänger: Es ist dem Renold noch gut gegangen, daß er hat sterben können. Er hätte so wie so bald aus dem Haus ziehen müssen. Jetzt wird er herausgetragen. Ich glaube, es ist ihm auch am liebsten so.

Zweiter Sänger: Schnell ist es mit ihm gegangen. Er tut einem halt doch leid. Es wird im Dorfe nie mehr ein Leben sein wie zu der Zeit, wo er den Ton angab. Man wird's bald einmal merken. Keiner von den andern reicht ihm das Wasser. Es hat keiner den gleichen Geist wie er.

Erster Sänger: Sein Schwager sei nicht zur Beerdigung gekommen. Ist es wahr, daß er ebenfalls krank sei und es vielleicht nicht mehr lange mache?

Zweiter Sänger: Ich weiß es nicht. Ich habe nur etwas tönen gehört. Möglich wär's schon, denn der hat sich überschunden.

Der mit Blumen bedeckte Sarg wird aus dem Haus getragen. Alle entblößen das Haupt. Der Gesangsverein stellt sich vor den Sarg auf und singt das Lied: „Ruhig ist des Todes Schlummer“ (von Johann Gottlieb Baumann). Nach Beendigung des Liedes wird der Sarg von sechs Sängern emporgehoben und fortgetragen. Trauergefolge hinterher. Bis auf wenige Zuschauer alle ab.

Mattenberger (der zurückbleibt, zornig zu den Umstehenden): Ich geh' nicht mit in die Kirche. Ich mag den Gesang nicht wieder hören, noch weniger die Leichenpredigt. Es ist ja doch alles Heuchelei. Zuerst lassen sie ihn zugrunde gehen und jetzt, da er tot ist, können sie ihn nicht genug rühmen. Denn wahr ist es: Es ist schade um den Jakob Renold. Wenn es mehr solche Männer gäbe, die es so gut meinen wie er, das Vaterland würde einen mehr freuen und das Leben überhaupt. Aber er paßte halt nicht mehr in unsere Zeit, er gehörte noch der alten Schweiz an, die alles gemüthlich nahm. Die jetzige hat dazu keine Zeit mehr. Aber das ist sicher: keinen Schweizer gibt's, der mehr am Vaterland hängt, als er es tat. Es ist auch sein Lieblingslied, das sie jetzt singen. Das war sein letzter Wunsch, die letzten Worte, die er zu mir sprach, als er schon im Sterben lag: der „Frohfinn“ solle ihm am Grab ein Vaterlandslied singen.

Man hört aus einiger Entfernung, vom Friedhof her, das Lied:

O mein Heimatland, o mein Vaterland,

Wie so innig, feurig lieb' ich dich

Während des Gesanges fällt der Vorhang.

Ende.